

Deutsches Archiv

für

Geschichte des Mittelalters

**namens des Reichsinstituts für ältere Deutsche
Geschichtskunde (Monumenta Germaniae historica)**

**in Verbindung mit
KARL BRANDI und WALTHER HOLTZMANN**

**herausgegeben von
EDMUND E. STENGEL**

2. J a h r g a n g



Verlag HERMANN BOHLAUS Nachf. / Weimar 1938

Miszellen

Zur Landnahme der Franken

Don

Marcel Bed

Stranz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, 2 Halbbände; Bonn 1937. 1041 S., 6 Tafeln, 47 Text- und 2 Übersichtsarten.

Das Buch Petris stellt weit mehr dar als eine bloße wissenschaftliche Abhandlung. Man darf es als eigentliches Handbuch für alle Fragen, die mit der sog. fränkischen „Landnahmezeit“ in Verbindung stehen, ansprechen. Schon stofflich beschränkt es sich nicht auf die historischen Quellen, sondern stellt sogar die Resultate der Archäologie und der Sprachforschung, um die man heute bei der Behandlung von Problemen der frühmittelalterlichen Geschichte nicht mehr herumkommt, bewußt in den Vordergrund. Der Titel ist bis zu einem gewissen Grade irreführend, denn die Untersuchung erstreckt sich auf die ganze deutsch-französische Sprachgrenze vom Meer bis zu den Alpen. Das Hauptgewicht liegt freilich auf dem belgisch-nordfranzösischen Abschnitt. Der hier verarbeitete Stoff ist gewaltig. Namentlich in der Literatur des nördlichen Teils seines Arbeitsgebietes dürfte Petri nichts Wesentliches entgangen sein. Die Basis der Arbeit wird zwar schmaler, je weiter man gegen Süden rückt. Für die Behandlung der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz ist sie zu schmal. Bei der weittragenden Bedeutung der Resultate Petris genügt es nicht, daß man für die sprachlichen Verhältnisse der Schweiz sich fast ausschließlich auf ein stark angezweifelltes Teilresultat der im übrigen sehr verdienstvollen Arbeit von Stadelmann stützt.¹⁾ Die seit dem Erscheinen jenes Wertes vorab durch

¹⁾ J. Stadelmann, *Études de toponymie romande* in: *Archives de la Soc. d'histoire du canton de Fribourg* 7 (1902), 245—403. Es handelt

die von Muret geleitete Enquete des „Glossaire des patois de la Suisse Romande“ geleistete toponomastische Forscherarbeit ist so erheblich, daß sie heute in erster Linie berücksichtigt werden muß. Die einzelnen Partien des Buches sind also nicht gleichmäßig bearbeitet worden.

Wir können es uns hier ersparen, über das große Werk eine Inhaltsangabe zu bieten, da der Autor dies in besserer Weise in einem gedruckten Vortrag¹⁾ besorgt hat, den man allen Lesern des Buches als guten Wegleiter durch das immense Werk von über 1000 Seiten empfehlen kann. Wir wollen uns hier damit begnügen, zu den Leitgedanken des Buches Stellung zu nehmen. Petri nimmt an, daß die Franken bis zum 5. Jahrhundert Frankreich bis zur Loire überfluteten. Es handle sich dabei nicht um Herrnsiedlungen, sondern um eine wirkliche Massensiedlung, die für eine romanische Bevölkerung kaum oder nur in sehr beschränktem Maße Platz ließ. Bis zur Loire sei deshalb in Frankreich einst vorwiegend deutsch gesprochen worden. Dann habe aber in merowingischer Zeit, als sich die Macht des fränkischen Königtums in der Ile-de-France zu konsolidieren begann, ein Rückstoß des romanischen Elements stattgefunden. Der Re-romanisierungsprozeß, der nunmehr einsetzte, habe nun die deutsche Sprache mit der Zeit auf ihre heutige Ausdehnung zurückgedrängt. Die Sprachgrenze unserer Tage, die im Jahre 1000

sich um das Kapitel: A quelle époque les Germains établis dans notre pays ont-ils été romanisés?, das auch getrennt in der Revue historique vaudoise 9 (1901), 46—50 erschienen ist. Auf Grund gewisser Lautverschiebungen in drei Ortsnamen versucht hier Stadelmann den Nachweis zu liefern, daß die Burgunder erst zwischen der Mitte des 8. und dem Anfang des 9. Jahrhunderts romanisiert worden seien. Diese These hat freilich in der Romanistik nicht überall Anklang gefunden. Gerade Muret hält die Ortsnamen, auf die Stadelmann sich stützt, für fränkischen oder alemannischen Ursprungs. Zur Kritik vgl. W. v. Wartburg, Romanische Ortsnamen in der Schweiz in: Romanischer Jahresbericht 13, 3 (1915), 24 und L. Gauchat und J. Jeanjaquet, Bibliographie linguistique de la Suisse Romande 2, 306 Nr. 2107.

¹⁾ Sr. Petri, Die fränkische Landnahme und das Rheinland (Bonn 1936). Außerdem weisen wir noch auf die sehr weitgehende Inhaltsangabe des Werkes hin, die H. Büttner unter dem Titel „Die Franken und Frankreich“ in der Zeitschr. f. die Gesch. d. Oberrheins 51 (1938), 561—586 publiziert hat.

feststand, stelle sich demnach als das Ergebnis einer romanisch-germanischen „Absehung“ heraus, nicht aber als die Linie, bis zu der das Germanentum zur Zeit seiner weitesten Ausdehnung vorgeedrungen sei, wie die frühere „statische“ Lehre lautete. Die Kraft der romanischen Minderheit, welche schließlich dem deutsch-sprechenden Volk ihre Sprache aufzuzwingen verstand, erkläre sich daraus, daß das Militär, die Beamten, die Kirche und die Händler sich der romanischen Sprache bedienten. Dem Druck dieser kulturell und wirtschaftlich stärkeren Schichten sei dann die größtenteils bäuerliche germanische Bevölkerung erlegen.

Diese Auffassung ist in der ihr von Petri verliehenen prägnanten Form für die Erklärung der deutsch-französischen Sprachgrenze neu. Im Gegensatz zu der bisherigen Meinung, die gewisse germanische Relikterscheinungen in Frankreich aus einer zeitweise vorhandenen, verschieden zusammengesetzten Mischbevölkerung zu erklären versuchte, setzt Petri für solche Erscheinungen eine ursprünglich vorwiegend germanische Bevölkerung voraus, die später einem Romanisierungsprozeß erlag. Eine derart modern anmutende Interpretation findet merkwürdigerweise eine Parallele in einer These zum ganz ähnlich gelagerten Problem der Auseinandersetzung zwischen Griechentum und Slawentum, die vor nunmehr hundert Jahren aufgestellt wurde und zu einer langen wissenschaftlichen Polemik führte. Damals trat der Byzantinist Fallmerayer¹⁾ dafür ein, daß die heutigen Bewohner Griechenlands weder in ethnischer noch in sprachlicher Beziehung

¹⁾ Vgl. J. Ph. Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. Ein historischer Versuch 1 (1830), 145 ff. Gegen die sofort scharf auftretende Opposition hat dann Fallmerayer seine These während seines ganzen Lebens verteidigen müssen. Er tat dies zum erstenmal 1835 in seiner Habilitationsvorlesung: Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Band der „Geschichte von Morea während des Mittelalters“ aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen; ein zweites Mal 1860: Das albanesische Element in Griechenland, II. Abteilung. Was man über die These und über das Schicksal des albanesischen Volkes von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu seiner Unterjochung durch die Türken nach dem Tode Sander-Begs mit Sicherheit sagen kann, in: Abh. d. Münch. Ak. 8, 3 (1860), 657—736, bes. 661 ff. Den Hinweis auf Fallmerayer verdanke ich Herrn K. Zimmer in Freiburg i. Br.

als direkte Nachfolger der alten Griechen anzusprechen seien. Im 6. Jahrhundert hätten nämlich die Slawen mit der Eroberung Griechenlands zugleich die alten Einwohner verdrängt, die sich nur noch in den festen Plätzen oder auf den Inseln halten konnten. Dieser Einfall habe zur Folge gehabt, daß das Land vollständig slawisiert wurde. Erst im 10. Jahrhundert sei dann das Neugriechische als die offizielle Sprache des wiedererstarkenden byzantinischen Reiches vorgebracht, was das Absterben der slawischen Dialekte zur Folge gehabt habe. Sallmerayer besaß für seine Hypothese keine schriftlichen Zeugnisse. Seine Hauptquelle sind die Ortsnamen Griechenlands, deren ausgeprägt slawischer Charakter er damit zu erklären versucht, daß die Slawen einst jene Gebiete vollständig „volksmäßig“, wie der moderne Ausdruck lautet, besiedelten. Interessant ist es zu beobachten, wie Sallmerayer eine solche historische Methode begründet. Er erklärt¹⁾, wenn man in der Geschichte der Veränderungen der Erdoberfläche nur solche Beweise gelten lasse, die sich auf historisch aufgezeichnete Nachrichten oder auf schriftliche Dokumente gründen, so würde diese Wissenschaft niemals über die Schwelle der Kindheit gekommen sein und die Literatur eine ihrer ersten Zierden, die Werke des berühmten Cuvier, nicht besitzen. Es ist bezeichnend, daß sich der Historiker auf den Naturwissenschaftler Cuvier beruft. Ähnliche Merkmale erkennen wir auch in Petris Methode, der spezifisch historische Quellen, wie Chroniken und Urkunden, gegenüber den Ortsnamen und vor allem gegenüber den Funden der Archäologie vollständig in den Hintergrund treten läßt. Die Thesen Sallmerayers vermochten aber nicht, sich durchzusetzen. Die endgültige Widerlegung haben sie wohl durch Gregorovius erfahren, der gegen die von Sallmerayer aufgestellte Behauptung, Athen sei während der Slawenzeit unbewohnt gewesen, das Fortleben der Stadt zwischen dem 6. und 10. Jahrhundert glaubwürdig nachzuweisen vermochte.²⁾

Ist eine sprachliche Umschichtung wie die vollständige Germani-

¹⁾ Vgl. etwa Sallmerayer, Einfluß 14.

²⁾ Vgl. S. Gregorovius, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter I (1889), 83 ff. Hier ist auch die weitere Literatur zur Kontroverse über die Theorie Sallmerayers zusammengestellt, die sich fast ausnahmslos gegen ihn wendet.

sierung Nordfrankreichs und der folgende Heromanisierungsprozeß zur Erklärung der heutigen germanischen Relikte jener Gebiete wirklich notwendig? Erlauben andere Quellen nicht eine andere Deutung dieser germanischen Spuren? Zweifellos war Petris Blick zu stark nur auf Ortsnamen und Reihengräber gerichtet, denn sonst hätte er für seine Untersuchung vom recht deutlich erkennbaren völkischen Zustand des nördlichen Galliens ausgehen müssen, der uns durch die verhältnismäßig zahlreichen Quellen der Spätantike vermittelt wird. An der ganzen germanischen Grenze lebte in einem breiten Gürtel schon im Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts eine Bauernbevölkerung, die aus den einst zur Grenzsicherung angesiedelten Truppen hervorgegangen war.¹⁾ Unter diesen Leuten befanden sich zweifellos Germanen. Sie sind später nie verschwunden, sondern blieben über alle Stürme der Völkerwanderungszeit dauernd im Lande sitzen. Zusammen mit den kriegsgefangenen Germanen, die seit dem 3. Jahrhundert in Frankreich angesiedelt wurden, bildeten diese Schichten eine große Gefahr für den Bestand des Reiches; denn sie konnten bei erneuerten Einfällen ihrer Stammesbrüder zu deren natürlichen Verbündeten werden, wenn nicht seit ihrer Ansiedlung eine genügende Zeit verstrichen war.²⁾ Daß solche

¹⁾ Vgl. für die Schweizer Verhältnisse F. Stähelin, *Die Schweiz in römischer Zeit* ² (1931) 250 ff., der sich 3. T. auf die allgemeinen Forschungen von Rostowzoff stützt. Gerade das Hauptwerk dieses Gelehrten: *Social and economic history of the Roman Empire*, das unter dem Titel „Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich“ (2 Bde., 1929) auch in deutscher Übersetzung vorliegt, wirft Probleme auf, die von der künftigen Forschung auch für die Völkerwanderungszeit fruchtbar gemacht werden müssen. Ich denke vor allem an die Bedeutung, die Rostowzoff dem das ganze Reich durchdringenden Bauernheer zumißt, das in immer stärkeren Gegensatz zur römischen Bourgeoisie geriet, um mit dem Niedergang des Imperiums schließlich die Oberhand zu gewinnen. Es gibt also einen sozialen Aspekt der Völkerwanderungszeit, der vielleicht noch charakteristischer für diese Epoche ist als die heute in der Forschung vorwiegend betonten Völkerverschiebungen.

²⁾ Es ist immer wieder ein Vergnügen, die lebendigen, rein auf literarischen Quellen aufgebauten Schilderungen Jacob Burckhardts über diese Epoche des Übergangs zu lesen; in seinem Frühwerk „Die Zeit Constantins des Großen“: vgl. Jacob Burckhardt, *Gesamtausgabe* 2 (1929), 59 ff.

Siedler nicht nur an den Grenzen, sondern auch im Innern des Landes vorhanden waren, geht schon daraus hervor, daß Frankreich ja immer wieder von großen sozialen Revolutionen heimgesucht wurde — man denke etwa an die klassische Bagauda bei deren Unterdrückung manchmal weite Striche entvölkert wurden. Zur Auffüllung der entstehenden Lücken waren dauernd Neufolonisationen notwendig. Die Latifundienbesitzer, deren Bedeutung heute noch aus zahllosen Überresten römischer Villen erkenntlich ist, zogen ferner aus einem Gebiete von großem Bevölkerungsüberschuß wie Germanien ihre Arbeitskräfte heran. Der Menschenbedarf in der Wirtschaft des römischen Weltreiches wird sehr viele Germanen nach Gallien, das sich immer mehr zu einem Kernland des Imperiums auswuchs, herangezogen haben, mehr wahrscheinlich als später in der sog. Landnahmezeit eindringen. Schon in der Spätantike waren also weite Teile Galliens von Germanen durchsetzt. Die Zahl der im romanischen Volkstörper lebenden Germanen nahm natürlich gegen Norden zu. Selbstverständlich behielt diese Bevölkerung auch ihre heimatliche Sprache, mußte daneben aber auch das Lateinische lernen. Dafür zeugen die in Gallien besonders häufig nachweisbaren germanischen Wörter, die vor dem Jahre 400 in das Vulgärlatein eindringen.¹⁾ Darunter befinden sich zahlreiche Ausdrücke des speziell germanischen Holzbaues, dann auch solche der Soldatensprache. Stimmt die Annahme von Brück²⁾, daß „=burg“ und „=marka“ im Vulgärlatein den Römern aus Elementen germanischer Ortsnamen bekannt wurden, so können wir mit Sicherheit auf sehr frühe, auch germanisch benannte Siedlungen innerhalb des römischen Reiches schließen. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme besteht ohnedies. Doch wollen wir auf diese Ausführungen Brücks nicht weiter bestehen, bevor sie nicht von der modernen Keltologie überprüft worden sind. Der Germanisierungsprozeß der romanischen Sprachen begann also schon im Vulgärlatein. Später, als die Herrschaft an die Franken überging, wurde der Druck des Germanischen auf das Romanische stärker, aber nur

¹⁾ Vgl. dazu J. Brück, Der Einfluß der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hrsg. von W. Meyer-Lübke).

²⁾ 98.

insofern, als lateinisch sprechende Germanen dem Staate vorstanden. Wortschatz und Lautbildung der werdenden französischen Sprache sind, wie Gamillscheg und von Wartburg festgestellt haben, aufs stärkste vom Fränkischen beeinflusst worden.

Wir bemerken somit in Gallien schon während der römischen und noch in der fränkischen Zeit die gleichen sprachlichen Symptome, die uns die herrschende romanische Sprache unter einem sehr starken Einfluß des Germanischen zeigen. Lediglich die Stärke des germanischen Drucks nimmt in fränkischer Zeit zu. Dann kommt noch hinzu, daß vor 400 starke germanische Siedlungen speziell in Nordgallien aus dem allgemeinen Gang der ganz gut bekannten spätantiken Geschichte erschlossen werden müssen. Mit einer Bevölkerungsumsiedlung in der Völkerwanderungszeit, die vorübergehend dem nördlichen Gallien eine germanische Sprache brachte, ist also kaum zu rechnen. Wir müssen vielmehr annehmen, daß jener schon in der Antike und wieder im frühen Mittelalter bemerkbare Prozeß, der schließlich aus dem Lateinischen die französische Sprache geformt hat, während der weniger gut bekannten, sog. Völkerwanderungszeit weiter angedauert hat. Tatsächlich wäre eine so rasche Verdrängung des Romanischen durch das Fränkische, wie sie nach Petris Thesen angenommen werden muß, ein Unikum. In der Schweiz, die gerade von linguistischer Seite her sehr stark durchforscht ist, erwies sich z. B. das Romanische als sehr widerstandsfähig. Sogar der abgesplitterte rätoromanische Teil kapitulierte nicht sogleich. Die deutsch-romanische Sprachgrenze des heutigen Kantons Graubünden ist, ganz abgesehen von der Walser Kolonisation, z. T. ein Produkt des 15. und 16. Jahrhunderts. Neuerdings ist man aber gar geneigt, auch für Gebiete, die wir als uralemannisch zu bezeichnen pflegen, ein längeres Nachleben romanischer Sprachsplitter anzunehmen.¹⁾ Das Vordringen der Alemannen ging weit langsamer vor sich und brachte in sprachlicher Hinsicht nur dort Neugewinn, wo das Romanentum überhaupt nie stark gewesen war. Ein wichtiger Straßenzug, wie die von Oberitalien über den Großen St. Bernhard und über den Col de Jougne nach Gallien führende Route,

¹⁾ Vgl. dazu W. Brudner, Die Bedeutung der Ortsnamen für die Erkenntnis alter Sprach- und Siedlungsgrenzen in der Westschweiz in: *Doğ Romanica* (1936), 235—263.

wo einst eine ganz besonders dichte romanische Bevölkerung saß, blieb eine unüberwindliche Schranke. Ähnliches dürfte auch für die reichen Gegenden des nördlichen Galliens gelten.

Wie steht es aber mit der Verwertung von Ortsnamen und Gräberfunden als historische Quellen durch Petri? Auf zwei Karten vom ungefähren Maßstab 1 : 750 000 werden die fränkischen Orts- und Flurnamen und die Reihengräberfelder in Nordfrankreich eingetragen. Die für die Markierung verwendeten Punkte haben einen Durchmesser von 2 Millimeter. Das entspricht in Wirklichkeit einer Fläche von über 1,5 Quadratkilometer. Daß unter solchen Umständen Nordfrankreich und Wallonien auf der Karte keinen Fleck Erde für eine andere Bevölkerung übriglassen, versteht sich. Das gleiche würde noch in verstärktem Maße der Fall sein, wenn wir die Ortsnamen romanischer Herkunft auf diese Art und Weise eintragen würden. Diese Karten vermitteln daher einen ganz falschen Eindruck. Richtiger wäre es schon gewesen, wenn man den Versuch unternommen hätte, auch den ursprünglichen Ortsnamenbestand wiederherzustellen und mit dem germanischen zu vergleichen. Das dürfte heute noch kaum möglich sein, ebenso wie eine Rekonstruktion der romanischen Nekropolen, die erst die eigentliche Bedeutung der Reihengräberfelder innerhalb der gesamten Bestattungen der Völkerwanderungszeit greifbar machen würden. Doch wollen wir die Diskussion, wieweit Gräberfunde historisch verwertbar sind, dem Archäologen überlassen. Petri scheint uns, trotz der Kenntnis um ihre Problematik, von ihnen zu weitgehenden Gebrauch gemacht zu haben. Die Ortsnamen sind dagegen nicht sorgfältig genug linguistisch „präpariert“ worden, um einwandfrei für die Siedlungsgeschichte herangezogen werden zu können. Über die Verwendbarkeit der Ortsnamenlisten, die ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes einnehmen, mögen sich jedoch die Linguisten äußern.¹⁾ Hier soll von der historischen „Zubereitung“ eines Ortsnamens die Rede sein. Je tiefer man nämlich in die Geschichte einer einzelnen Gemeinde eindringt, desto bewußter wird einem, wie sehr sich

¹⁾ Das Urteil, das E. Gamillscheg in der Deutschen Literaturzeitung 59 (1938), 370—377 über die linguistische Seite des Buches fällt, lautet allerdings wenig tröstlich. Es gipfelt in der Äußerung, daß „die eigentliche Arbeit noch einmal gemacht werden müsse“

das Siedlungsbild, selbst im sogenannten Altsiedelland, verändert hat.¹⁾ Die großen Dörfer, die heute übriggeblieben sind, entstanden durch späteres Zusammenziehen. Die Hof siedlung, durch die sich alles sog. Neusiedelland auszeichnet, scheint ursprünglich auch im Altsiedelland vorgeherrscht zu haben. Eine Tendenz, größere Ortschaften zu bilden, können wir noch heute in ausgesprochenen Gebieten der Hof siedlung beobachten.²⁾ Der moderne Ortsnamenbestand, auf den sich Petri in der Hauptsache stützt, ist dem frühmittelalterlichen gegenüber weit geringer. Große Ortschaften traten oft an die Stelle einer Anzahl kleinerer Weiler. Eine eingehende Erforschung der Wüstungen bringt sehr häufig die erstaunlichsten Resultate an den Tag. Man kann sich vorstellen, welche Umwälzung diese Erkenntnis für die Interpretation der Ortsnamen hat, wenn die heutige Ortschaft, die einen germanischen Namen führt, erst durch Zusammensiedlung entstanden ist. Hier aber ist Forschung im kleinen notwendig, vor allem an rein historischen Quellen, wie Urkunden und Urbaren. Nun sind in Frankreich lange nicht alle Departementsbeschreibungen, aus denen Petri seine Namenslisten zusammengetragen hat, so weit gediehen. Sie sind im Gegenteil manchmal sehr dürftig. Solange die Geschichte des einzelnen Ortsnamens in seinem Zusammenhang zwischen Wort und Sache nicht restlos geklärt ist, bleibt er eine unzuverlässige Quelle. Es ist die Aufgabe des Historikers,

¹⁾ Gamillscheg 374 ff. macht darauf aufmerksam, daß Petri Ortsnamen, die auf die Landnahmezeit zurückgehen müssen, mit solchen zusammenwirft, die erst aus dem 7.-12. Jahrhundert stammen. Dadurch wird das Siedlungsbild natürlich stark verfälscht. Der besiedelte Raum der Landnahmezeit ist zu groß angelegt, während auf die späteren Rodungen keine Rücksicht genommen wird. Hier kann eben nur die Kleinarbeit am späteren Urkundenmaterial weiter helfen. Wenn Petri die große Landgewinnung des ganzen Mittelalters nicht berücksichtigt, verfällt er in den gleichen Fehler, den ein französischer Forscher den Ausführungen Helbols in dessen großangelegtem Werk „Grundlagen der Volksgeographie Deutschlands und Frankreichs“ vorwirft; vgl. M. Bloch in *Revue historique* (Bulletins critiques) 181 (1937), bes. 406.

²⁾ Vgl. die sehr schönen Beispiele für ein Gebiet hochmittelalterlicher Besiedelung wie das Rheinwaldtal im schweizerischen Kanton Graubünden bei P. Jßler, *Geschichte der Wallerkolonie Rheinwald* (Schweizer Studien 3. Geschichtswiss. 18, 1, 1935) 42 ff.

diese Klärung herbeizuführen, bevor andere Disziplinen an die Auswertung der Ortsnamen schreiten.

Hier muß auf ein weiteres Problem hingewiesen werden, das für die Erfassung des germanischen Volkserbes in Frankreich von höchster Bedeutung ist, das aber Petri nicht genügend erörtert hat: es ist die Frage nach dem völkischen Substrat, auf das die einwandernden Franken stießen.¹⁾ Forscher wie v. Wartburg, welche die sprachliche Aufteilung Frankreichs in eine *langue d'oc* und eine *langue d'oïl* in erster Linie der germanischen Infiltration des Nordens zusprechen wollen - ihnen schließt sich Petri ganz an - haben in jüngster Zeit eine bemerkenswerte Opposition gefunden. So macht Brun in einem Aufsatz *Linguistique et peuplement*²⁾ darauf aufmerksam, daß Frankreich schon in prähistorischer Zeit in zwei kulturell verschiedene Zonen des Südens und des Nordens zerfiel. Der Süden gehört zum Mittelmeer, der Norden dagegen nahm teil an jenen Bewegungen, die auch das historische Bild der Lande östlich des Rheins mit umwandeln halfen. So hat sich schon das Keltentum in der Provence z. B. nie durchsetzen können. Diesen, durch eine sehr weit zurückreichende Entwicklung konsolidierten Zustand, so meint Brun, vermochte die germanische Einwanderung nicht zu erschüttern. Mag Brun die Bedeutung der Kelten gegenüber den Germanen auch etwas überschätzen, so ist das von ihm aus den verschiedensten Gebieten herangezogene Material zweifellos so überzeugend, daß man in Zukunft an den sehr scharfen Formulierungen v. Wartburgs einige Abstriche wird machen müssen. Gerade für Gebiete, die in Nordfrankreich schließlich doch französisch blieben, ist die genaue Kenntnis des vorgermanischen Substrats eine *conditio sine qua non* jeder Forschung. Als Gegenbeispiel mag nur erwähnt werden, wie stark die voralemannische romanische Bevölkerung auf die

¹⁾ So hat Petri den Ortsnamen gallo-römischen Ursprungs zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt; vgl. Gamillscheg 377. Für die Linguisten ist das Substratproblem seit langer Zeit von großer Wichtigkeit. Der 3. internationale linguistische Kongreß in Rom im Jahre 1932 hat sich sehr eingehend mit dieser Frage befaßt; vgl. die Auszüge aus den Referaten in *Revue de linguistique romane* 9 (1933), 169 ff.

²⁾ Die Arbeit findet sich in der letzten Nummer der *Revue de linguistique romane* 12 (1936), 165—251.

Dialekte der deutschen Schweiz eingewirkt hat, eine Tatsache, die von Germanisten und Romanisten immer wieder betont wird.¹⁾

Petri hat sicher einen großen Wurf gewagt. Wir können seiner Idee die Kühnheit nicht absprechen. Wenn wir von ihr nicht überzeugt sind, so zwangen uns zwei Überlegungen dazu. Einmal schien uns die sog. Reromanisierung, die kurz nach der fränkischen Landnahme erfolgte, als zu kompliziert für die Erklärung der heutigen germanischen Relikte Nordfrankreichs. Sie sind natürlicher als Ergebnis eines, im Gegensatz zur Reromanisierung, auch literarisch feststellbaren Vermischungsprozesses²⁾ zu denken, dem aber eine andere Art des fränkischen Vorstoßes in Frankreich zugrunde lag, als sie Petri im Auge hat. Dann müssen wir für eine solide Untersuchung den Primat der historischen Methode betonen, die dem Linguisten und dem Archäologen den Rahmen bieten muß. Das gilt besonders für die Ortsnamen, deren Geschichte nicht mit der Völkerwanderungszeit abgeschlossen wurde; sie sind vielmehr untrennbar verbunden mit den Geschichten des bis auf unsere Tage in Wandlung begriffenen Siedlungsbildes. So wie sie von Petri verwendet werden, dürfen sie nicht eine der Grundlagen für Thesen von solcher allgemeinen Tragweite bilden. Trotz dieser geübten Kritik an der Leitidee des Buches möchten wir aber zum Schluß noch einmal betonen, daß das Werk einen bleibenden Wert für denjenigen beibehalten wird, der sich mit der Geschichte des Frühmittelalters beschäftigt. Die sehr weit ausgreifende Art, mit der alle zum Hauptthema führenden Probleme behandelt wurden, macht Petris Arbeit zu einer wahren Fundgrube. Wir wünschen nur, daß ausführliche Register den beiden Halbbänden einmal folgen mögen. Die positiven Seiten des Buches, auf die wir schon eingangs nachdrücklich hingewiesen haben, würden dadurch zu noch besserer Geltung gelangen.

¹⁾ Ich verweise auf den Artikel von A. Bachmann über die deutsche Sprache und auf den Artikel von L. Gauchat über die französische Sprache in der Schweiz im Geographischen Lexikon der Schweiz 5, 58 ff. u. 76 ff.

²⁾ Auch v. Wartburg lehnt in seiner Besprechung des Buches in der Zeitschr. f. rom. Philologie 58 (1938), 416 ff. Petris These von der fränkischen Siedlungsdichte ab, und erklärt dagegen, daß die Doppelsprachigkeit Nordfrankreichs für den Romanisten stets eine Selbstverständlichkeit gewesen sei.